

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1917**

64 (16.3.1917) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage.

## Das Lehren als Feind des Lernens.

Von Dr. Max Dettli.

Unserer Schulmeisterei haftet ein Fluch an. Durch das bloße Einsetzen der Belehrung wird die kräftigste Triebfeder in der Entwicklung eines jungen Menschen gelähmt: das stolze Bewußtsein der Selbständigkeit. Wir kennen alle diesen Schaden, aber wir sprechen zu wenig davon. Wir wissen, mit welcher Leidenschaftlichkeit ein gesundes Kind uns das Gerät aus den Händen reißt, das wir ihm vorführen. Es will selber hinter seine Geheimnisse geraten. Wir schüttern den Kopf, wenn wir uns wieder einmal daran erinnern, wie oft aus dem Unterrichte der erbärmlichsten Lehrer, und nicht trotz, sondern wegen ihrer Erbärmlichkeit, die tüchtigste Jungenarbeit erspriest. Und nicht nur für den Schüler, dieser Zeilen als Lehrer an einem Landesziehungsheim wird es eine bekannte Erscheinung sein, daß hervorragende Knabenleistungen oft gerade auf den Gebieten entstehen, in denen der Lehrer aus diesem oder jenem Grunde nicht voll genügt.

Und es ist so einleuchtend, daß alles so sein muß. Weder Brauberei noch Streberei, weder gesunder Wissensdurst noch joga die Freude an einer geklungenen Arbeit vermögen eine Knabenseele derart unzureichend und zu spornen wie der eine Bedanke: das kann ich selbst machen, ich, ohne deinen Lehrenten.

Trotzdem aber schulmeistern wir tagtäglich drauflos, reichen Nahrung, wo keine begehrt wird, und um das, was etwa zur Abmilderung unserer Schädlichkeit unternommen werden könnte, kümmern wir uns zumeist am allerwenigsten. Wir suchen pflichttreu den Stoff für unsere Stunden zusammen und haben dann meist keine Zeit mehr für die wichtige Sorge, wie wir die Jungen reizen könnten, wie wir es zu erreichen vermöchten, ihnen keine Arbeit abzunehmen, wie wir es auf einfache Weise einrichten, immer dann, wenn sie uns gerne begleiten würden, eine Gittertür hinter uns zuzuschlagen, so daß sie gezwungen wären, eigene Wege zu suchen und eigene Wege zu gehen.

Freilich, wir rufen ja nach dem Arbeitsunterricht, nach der Selbstbetätigung der Schüler. Aber wenn man all die Anleitungen zu Schülerarbeiten liest, die schon erschienen sind, dann weiß man, daß auch der Arbeitsunterricht die Schatten nicht verwischen wird, die ein Lehrer vor sich her schiebt. Denn gerade das ist ja, was wir nicht sollen: Anleitungen geben — wenigstens nicht, so lange der Bub uns die Anleitung nicht abprobt, und dann nicht einmal sicher.

Es scheint, las ob mit diesem letzten Satz ein Widerspruch ausgesprochen würde. Er tönt, wie wenn man sagte: „Wer unterrichtet will, soll nicht unterrichten. Aber so ist er gemeint, mit einer kleinen Richtigerstellung wörtlich so: „Wer Unterrichtsverfolg haben will, darf nicht unterrichten.“ Und er will weder geistreich sein noch neu, dieser Satz. Nach seiner Botschaft haben bemüht oder unbewußt schon alle guten Lehrer gehandelt. Das Geheimnis der Langlebigkeit ist: alles zu sagen, und das Geheimnis eines guten Unterrichts: am rechten Ort zu schweigen. Zu schweigen, wenn die erste und heiligste Pflicht des Naturforschers erfüllt ist: Die Anregung.

Ach, könnten wir doch antugend sein, wir würden es dann wohl bald gelernt haben zu schweigen. Wir können aber heides nicht, weil wir nur ungenügend darauf vorbereitet worden sind. Das ist das erste, was uns veranlaßt, Wünsche an die Hochschule zu richten.

Was hat sie uns in bezug auf Anregungsmöglichkeit im Unterrichte geboten? Nicht etwa nichts. Durch die Kenntnisermittlung schuf sie wenigstens eine der Grundlagen, die es gestatten anzuregen. Und zwar, wie mir scheint, vor allem durch immer neue Arten des Vergleiches. Wir stellen verschiedene Größenordnungen zusammen (Kleinheit der roten Blutkörperchen: vier tausendstel Millimeter im Durchmesser und die Größe ihrer Oberflächensumme: 200 Quadratmeter). Wir verknüpfen Dinge, die der Schüler nie zusammengereimt hätte (Häutnis und Verdauung). Wir halten auseinander, was ihm als zusammengehörig erscheint (Energiegewinn des Regenwurms durch Oxidationsvorgänge und Energiegewinn des Spulwurms durch Spaltung). Wir tun unbewußt meist beides zugleich, zeigen Uebereinstimmung und Widerspruch bei jeder fesselnden Zielangabe (Pepsin löst Eiweiß, so auch „Kitteln“, warum denn nicht unseren eigenen Magen?).

Mer wie steht es mit dieser Anregung in Wirklichkeit? Wie vielen gelingen die Vergleiche, wie vielen nicht? Nur die bedienen sich ihrer mit Erfolg, die schon von Natur aus mit rasch beweglichem, scharf auffassendem und scharf unterscheidendem Verstande und mit warmem Herzen ausgestattet sind. Und das Meer der anderen, der schwerfälligeren, matten? Nicht den seltenen Glücklichen muß man helfen, sondern den vielen Unbeholfenen. Und man kann es auch.

Denn viel leichter als unser Wort vernag ein starker sinnlicher Eindruck die Schüler zu erregen. Ein Feuerlampe in grünem Moos auf dem Fenster Sims, bauende Wespennester hinter den schließenden Scheiben, ein sprühender Ameisenhaufen im Sande einer Zwiebackbüchse, die leisten in aller Einfachheit, was nur höchste Kunst des gesprochenen Wortes vernag.

Warum lehrte uns die Hochschule nur zuzuhören, höchstensfalls auf einigen eng begrenzten Gebieten selbst zu unterrichten und vielleicht auch noch zu zeichnen? Warum lehrte sie uns nicht vor allem, die herrlichsten Schätze der unerschulmeisterlichen heimischen Natur zu heben und andern zu zeigen? Nur in der Geologie mit ihren Nebensächern erfüllt sie diese Aufgabe — nur da, wo es sich um totes, leicht etifizierbares Material handelt. In der Botanik macht sie Anläufe dazu, im übrigen aber versagt sie. Denn die Spiritusgläser, Knochen und Strappuppen, die Photographien und Lichtbilder,

die Mikropräparate und Apparate — sie alle in hohen Ehren, aber sie sind alle nicht das, was wir in der Schule brauchen: die stark reizende Natur, die täglich neue, schöne und nie zu ergründende. Dem Schreiber dieser Zeilen haben es zwei Umstände erleichtert, diese Anlagen gegen die Hochschule zu erheben. Dank herrlicher Lehrer war seine eigene Studienzeit unvergleichlich schön. Und wenn er auch wie alle anderen in der Vorbereitung auf den Beruf im Stillsitzen gelassen worden ist, so wurden ihm dann doch nachträglich in der Halbwildnis der Umgebung eines Landesziehungsheimes die Mittel auf die Nase gebunden, das Verfaßte nachzuholen. Aber wie viele treffen es derart glücklich? Wie viele Stadtschüler werden zu Lehrern und kommen aus den Universitätsstädten zum Unterrichten wieder in die Städte zurück. Woher können denn alle diese wissen, wie sie die natürlichste ihrer Pflichten erfüllen sollen: die Natur in die Schulstube hineinzubringen?

Was haben wir nicht alles von den Bienen zu erzählen! Aber wie viele von uns sind in stände, die Schüler an das Gefrabbel einer lebendig belegten Bienenwabe heranzuführen? Und das sollten wir doch, sonst schwächen wir ja nur, trotz Abbildungen und Modellen. Was dozieren wir nicht über die Verwandlung der Insekten! Aber wie wenig hat die Vorweisung auch der schönsten Chitinhäute mit dem Beobachten des Ausschlüpfens und Entfaltens selbst gemeint! Und wie viele Schüler bekommen Gelegenheit, einmal einer solchen Geburt beizuwohnen? Wo werden wirklich Pflanzen mit Insekten gefüttert, wo das Schlingen der Bohnen verfolgt, wo die Verdauungstätigkeit von Mensch und Tier untersucht, das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen? In wie vielen Schulen zeigte schon eine lebende Schlange ihre Kunststücke? Gesehen wird überall von diesen und ähnlichen Dingen — ihre zufällige Wahl tut nichts zur Sache — aber was hat denn das Sprechen mit der tiefen Erregung zu tun, die den Schüler erfasst, wenn eine Pflanze oder ein Tier vor seinen Augen ihr Leben äußert?

Und bei welchem Lehrer wäre nicht der Wunsch vorhanden, von Papier, von Buch und Bild, vom Reden, ja sogar von manderlei Schulgelehrtheit überhaupt hinwegzukommen zur Natur? Wie viele mühsame Anläufe dazu werden nicht gemacht! Aber wie spärlich bleibt im ganzen der Erfolg! Zu einem großen Teil deshalb, weil den jungen Lehrern jede Anleitung fehlt. Fast nur mit Büchern haben sie umgehen gelernt, wenn sie ihr Lehramt antreten und mit Büchern hantieren sie weiter. Denn, selbst mit dem, was sie in der Hochschulpraktika getrieben, ist in der Mittelschule nicht viel anzufangen. Die Bergliederungen von Meerestieren, die histologischen Untersuchungen und vieles andere mehr dient vor allem der wissenschaftlichen Ausbildung des Lehrers.

Der Lehrer — fast dürfte es einer ohne Kesselfuß sein. Aber aus jedem Winkel, jedem Buch, jedem Graben, von den Hausdächern herunter und aus dem städtischen Straßenpflaster heraus mühte er lebende Wesen zu holen und zu züchten verstehen. Er mühte gärtnern können, im Freien und im Hause. Denn welche Kinder und Erwachsenen bilden die Mehrzahl, die, welche mit Feld und Wald und Berg und Tal verbrüht sind, oder die, welche sich mit Blumentopf, Zierpflanzengärten und städtischer Anlage, oder auch ohne all das begnügen müssen? Und soll denn diesen letzteren die Natur immer nur als Mär und Korb und Krebs geboten werden, weil davon etwas im deutschen Lehrbuch steht, aber nicht die Natur, mit der zusammen sie leben, die Helargonie und die Judasfe, die Palane und die Flechten an den Mauern, das Ungeheuer und das Kleinestier in frischem und in faulem Wasser? Woß weil davon nichts im Buche steht und den Inspektor nicht darnach fragt?

Zu den Fähigkeiten unseres Unterrichtslehrers mühte aber auch die zählen, nicht nur mit guten Apparaten, sondern auch noch mit halbzerfallenen Haushaltungsgeräten zu experimentieren, und — man lasse mich nicht aus, ich weiß was ich sage — das Waschen, Putzen, Flicken, Posteln mühte er los haben gleich dem besten Hausdiener.

Aber nicht nur ein Praktiker, auch ein Wissenschaftler mühte er sein. Das Forschen mit einfachen Mitteln zu lehren, das wäre die Hauptaufgabe den künftigen Lehrern gegenüber. Woran gebracht es uns denn in erster Linie, wenn wir das, was wir in die Stube gebracht haben, auch verwerten wollen? An einfachen, zuverlässigen Kultur- und Versuchsvorrichtungen. Namentlich an ersteren. Es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß solche schon vorhanden sind. Nur liegen sie in unbekanntem Dissertationen und unerreichbaren Folianten begraben. Die Wissenschaftler geben sie uns nicht, weil sie nicht an uns denken, und dem Mittelschullehrer fehlt die Zeit zum Suchen. Eher schaffen wir sie uns selber. Schon weil das lustiger ist. Wie leicht aber fielen es unserem Praktiker und seinen Schülern, die Arbeiten der wissenschaftlichen Institute der Mittelschule dienlich zu machen!

Alle Forderungen, die man an diesen Mann zu stellen hätte, gipfeln schließlich in der einen, die lautet: Anpassungsfähigkeit.

## Die erste Stadt auf Spitzbergen.

ki. Spitzbergen, die eilige, unbewohnte Insel hoch oben im Norden, soll demnächst besiedelt werden; die Schweden sind es, die die Anlage einer ganzen Stadt dort planen. Die Untersuchungen über die Kohlenvorkommen und die Wirtschaftlichkeit ihres Abbaus sind, wie bekannt, unlängst zum Abschluß gelangt, und die Stadt, die auf Spitzbergen entstehen wird, ist eine Stadt, die ausschließlich der Kohlenförderung dient. Sie wird von einer Aktien-gesellschaft errichtet, die einen Betrag von mehr als 2 Millionen Kronen in das Unternehmen stecken will. An dem steilen Abhänge der Van Mijens Bucht, wo der Kohlenabbau beginnen wird, soll zunächst die Stadt fix und fertig errichtet werden; die Arbeiter, die die Bauarbeiten ausführen, werden solange in Baracken untergebracht und die später eintreffenden Kohlenarbeiter finden alles, was sie nur brauchen, fertig vor. Wenn man bedenkt, daß die

„Stadt“, deren Arbeiterbevölkerung zunächst nur 100 bis 200 Mann betragen wird, sich in recht bescheidenen Abmessungen hält, muß man anerkennen, daß sie mit allen Anforderungen der Neuzeit ausgestattet ist. Es versteht sich von selbst, daß Gebäude für die Ingenieure und für die Verwaltung angelegt werden; außerdem wird ein großes Lagerhaus errichtet, ferner ein Krankenhaus, eine Markterdelei, worunter eine Vereinigung von Speiseanstalt und Laden für die notwendigen Erfordernisse zu verstehen ist, dazu kommt ein elektrisches Kraftwerk, das den ganzen Ort mit Beleuchtung und die Kohlengrube mit Kraft versorgt; ferner am Hafen eine Dampfmaschinenanlage, die im Falle eines Brandes in Wirk-samkeit tritt, und um die Hauptgebäude herum sollen die eigent-lichen Wohnhäuser liegen. Nach der Abbildungen, die schwedische Blätter veröffentlichten, handelt es sich dabei um hübsche, hochge-lagte Holzhäuser im nordischen Stile. Zwei Arten von Häusern sind geplant: solche für unheimliche Arbeiter und andere für Familien. Augenscheinlich rechnet also die Aktiengesellschaft damit, daß sich auch Frauen finden werden, die ihren Männern nach Spitz-bergen folgen werden. Für Beschäftigung der Arbeiter und der übrigen Bewohner, der neuen Stadt in der freien Zeit ist hinreichend vorgesorgt, denn zu dem Markterdelei-Gebäude gehört ein Lesesaal und ein Kinematographensaal, in dem auch Vorlesungen gehalten werden sollen. Das wichtigste an der ganzen Stadt sind natürlich die Anlagen zur Förderung und Verfeinerung der Kohlen. Der Ausgang der Kohlengrube liegt 75 Meter über dem Meeres-spiegel und diese günstige Lage bringt es mit sich, daß man mit ein-fachen Hilfsmitteln die Kohlen an die Kabelfeste schaffen kann: vom Grubenausgang führt zunächst eine lange Seilbahn mit einem Gefälle von 1:7 abwärts, und von dieser gelangen die Kohlen auf ein einfaches Band, das sie bis unmittelbar an die Seilbahnrampe bringt. Man rechnet darauf, daß binnen kurzem — von der Er-öffnung des Betriebs an gerechnet — die Kohlenförderung auf 200 000 Tonnen im Jahr gebracht werden kann. Bereits in diesem Jahre soll mit dem Bau der Stadt begonnen werden, jedoch mög-lichst im folgenden Jahre die ersten schwedischen Spitzbergenfabri-ken in Standbavien verpackt werden können. Was die Verbindung der Kohlenstadt auf Spitzbergen angeht — ihr Name steht übrigens noch nicht fest — so ist eine Funicularstation bei Kap Barry vor-gesehen, die ihre Verbindungen durch Vermittlung der norwegischen Funicularstation Green Harbour in die Heimat weitergeben.

## Dermisches.

Die Schilagenoperation der Japaner. Die Sucht der Japaner, es den Europäern gleichzutun, bringt sich mehr und mehr in dem Bedürfnis zum Ausdruck, auch in ihrer äußeren Erscheinung den Europäern möglichst ähnlich zu werden. Wie „Tit-Bits“ zu erzählen weiß, ist es in den letzten Jahren in Japan Mode geworden, sich durch einen chirurgischen Eingriff die schiefe Augenstellung wegoperieren zu lassen, die ja das hervorstechendste äußere Merkzeichen des japanischen Typs bildet, um sich dadurch die europäische Augenform an-zueignen. Der Arzt macht zu dem Zwecke am überstiegenen Lid-winkel jedes Auges einen Einschnitt von etwa 1 1/2 Zentimeter. Die Haut der Lider und die Brauen werden dann heftig gereckt und gedehnt, und schließlich wird ein eigens präpariertes Wachsgefüß an die Wunde gelegt. Nach wenigen Tagen ist die Wunde vollständig vernarbt und das Kflaster wird entfernt. Das Auge hat dann seine ursprüng-liche Form völlig verloren und dafür eine schöne, gleichmäßige ovale Gestalt erhalten. Die Operation verursacht so gut wie keinen Schmerz und bedingt für den, der sich ihr unterzieht, nur die Unannehmlichkeit der Zahlung eines Operations-honorars von mindestens 1600 Mark. Viele europäische und amerikanische Chirurgen, die diese Operation als Spezialität ausführen, häufen in kurzer Zeit ein Vermögen verdient.

## Harter Frühling.

Mich packte nicht des Schlafes großes Grauen,  
Wie du, von tausendarmem Tod umkrallt, —  
Mir blieb erpart der Dörfer Brand zu schauen  
Und Leiden über Leiden, still und still, —  
Doch Mütter sah ich durch die Straßen schleichen  
Das Haupt gebeugt, die Augen tränenrot  
Und weltfremd, als suchten sie nach Leiden  
Der Söhne, die gefällt der Schlachtentod ...

Ihr drückt die Hände heut dem Kameraden  
Und mögen befest ihr ihn in die Gruft, —  
Stumpf wurde ihr beim Sana der Kanonaden:  
Erst du, dann ich — wie lust das Schicksal ruff!  
Ich aber hörte junge Witwen weinen  
Umstort und trauerunkel das Gerod  
Wie hing ihr ganzes Herz doch an dem Einen!  
Wie hart und grausam, Krieg, ist deine Hand! ...

Die Jahre ziehn ... Und immer noch kein Ende! —  
Seht ihr nach uns auch so, wir wir nach euch? ...  
Schon legt der 3-Me Frühling ihre Hände  
An jeden Baum, auf Felder und Weisträuch, —  
Er jagt' alles — nur die vielen Waisen,  
Die Waisen, wanden Kinder ist' er stehn,  
Die osterlos durch' Leber müssen reisen ...  
Wir ist', als hätt' den Lenz ich weinen sehn! — L. L.

## Weiteres.

Kindermund. In Erfüllung meiner väterlichen Pflichten nehme ich mit auf Urlaub meinen sechsjährigen Sproßling mal gehörig vor und sage ihm: „Sieh mal, die Haare werden genau in meinem Worte, bloß, weil du so unartig bist, und ich mich über dich ärgere.“ — „Ja, Vater! Warum hat dann Großvater ganz weiße Haare getriege?“ Im Hinblick auf meine eigene Jugend bestimmte ich durch diesen gutigen Gegenrieb und nahm lachend Reißlauf.

In den Speiseaal eines Hotels in der Schweiz kommt ein Württemberger und verlangt gut zu essen. Der Keller bietet ihm daraufhin Schmecken, Fleischentel und ähnliche Lederbissen an. Da unterbricht der württembergische Gast den Keller nicht ohne Empörung und sagt: „Wende Sie denn, ich sei in d' Schweiz mellemme, um Euch's Ungeheuer was'z'esse?“